

AMTSBLATT

DES EVANGELISCHEN KONSISTORIUMS IN GREIFSWALD



Nr. 10

Greifswald, den 31. Oktober 1969

1969

Inhalt

	Seite		Seite
A. Kirchliche Gesetze, Verordnungen und Verfügungen	77	D. Freie Stellen	78
Nr. 1) Orgeln	77	E. Weitere Hinweise	78
B. Hinweise auf staatl. Gesetze und Verordnungen	78	F. Mitteilungen für den kirchl. Dienst	78
C. Personalmeldungen	78	Nr. 2) „Exegese zwischen Wissenschaft und Glaube“ - Referat von Prof. Dr. E. Schweizer -	78
		Nr. 3) Die Predigt der Rechtfertig. am Krankenbett	84

A. Kirchliche Gesetze, Verordnungen und Verfügungen

Nr. 1) Orgeln

Evangelisches Konsistorium Greifswald,
B 11 607 - 20/69 den 28. Okt. 1969

Bedauerlicherweise treffen Orgelbauer oder der Orgelfachberater immer wieder auf völlig offenstehende Orgeln, deren Unspielbarkeit dann auch zumeist auf mutwillige Zerstörungen oder auf Diebstahl von Pfeifen zurückzuführen ist.

Deshalb wird die Verfügung vom 25. November 1969 - B 11 607 - 7/68 ABl. Greifswald S. 91 - in Erinnerung gebracht:

„Zwecks rechtzeitiger Feststellung und Beseitigung von Schäden und Verfallserscheinungen an den Orgeln unseres Kirchengebietes weisen wir auf folgendes hin:

Alljährlich sind alle Orgeln einer Besichtigung durch einen Vertreter des Gemeindegemeinderats gemeinsam mit dem Organisten zu unterziehen, das Ergebnis ist auch dem Kreiskirchenmusikwart mitzuteilen.

Zu achten ist auf:

Ordnungsgemäßen Verschluss von Spieltisch bzw. Spielschrank, Orgelgehäuse und Bälgekammer. Holzwurmbefall, Schäden durch Nagetiere, Feuchtigkeitsschäden, Schäden durch Sprengungen oder andere Erschütterungen, Verschleiß und sonstige Mängel.

Zu achten ist auch auf die obere Abdeckung der Orgelgehäuse. Wo eine solche nicht vorhanden ist, kann sie u. U. ohne allzugroßen Material- und Kostenaufwand eingebaut werden. Auch empfiehlt es sich, auf dem Kirchenboden über der Orgel zusätzlich eine Abdeckung aus Brettern und Dachpappe anzubringen, damit bei etwaigen Dachundichtigkeiten Nässebeschäden von der Orgel leichter ferngehalten werden können.

Die Orgelbauanstalten haben schon mehrfach die Vornahme von Reparaturen abgelehnt, weil die Orgeln zu stark vernachlässigt waren. Die Kosten der infolge von Vernachlässigungen notwendigen Generalre-

paraturen oder sogar Erneuerungen ganzer Teile der Werke übersteigen dann oft die Möglichkeiten der Gemeinden. Mindestens ein Teil dieser Kosten kann bei regelmäßiger Überprüfung der Instrumente und rechtzeitigen Pflegemaßnahmen eingespart werden.

Die regelmäßigen Überprüfungen sind zudem unbedingt erforderlich, damit im Falle der Feststellung von Schäden der Landeskirchliche Orgelfachberater, Kirchenmusikdirektor Prost in Stralsund, unterrichtet wird und er mit den in Frage kommenden Fachfirmen rechtzeitig die zu treffenden Maßnahmen überlegen und die Arbeiten einteilen kann. Leider ist in unserem Kirchengebiet keine Orgelbauanstalt ansässig; darum ist eine rechtzeitige Vorplanung unerlässlich. Wir verweisen hierbei auf unsere Verfügung vom 1. 11. 1968 - B. 11 607 - 11/68 - (Amtsblatt 1968 S. 91).

Im Baubesichtigungsbericht, der alljährlich dem Evangelischen Konsistorium einzureichen ist, ist zu vermerken, daß diese Besichtigung erfolgt ist, und wer sie vorgenommen hat.“

Im Zusammenhang hiermit erinnern wir auch noch einmal an unsere Verfügung vom 1. November 1968 - B 11 607 - 11/68 (Amtsblatt Greifswald S. 91):

„Aus gegebener Veranlassung wird nochmals darauf hingewiesen, daß die Pflege und Unterhaltung der Orgeln besonderer Sorgfalt bedarf. Diese Arbeiten können, abgesehen von der laufenden Pflege, die jeweils vom Organisten vorzunehmen ist, nur von Orgelbauanstalten durchgeführt werden. Dieses für unsere Landeskirche zu koordinieren und zu überwachen, ist Aufgabe unseres Landeskirchlichen Orgelfachberaters, Kirchenmusikdirektor Prost in 23 Stralsund, Marienstr. 16, telefonisch über Stralsund 2101 erreichbar. Deshalb sind alle Schäden an Orgeln, soweit der Organist sie nicht selbst beheben kann, sofort Herrn Kirchenmusikdirektor Prost zu melden. Das gleiche gilt für beabsichtigte Umbauarbeiten, Einbau von elektrischen Gebläsen usw. Aus seiner engen Verbindung mit den Orgelbauunternehmen kann in der Regel Kirchenmusikdirektor Prost die für die jeweilige Arbeit geeignete Orgelbaufirma benennen und Vorschläge unterbreiten. Kostenanschläge, Dis-

positionsvorschläge usw. sind in jedem Einzelfall von der Orgelbauanstalt einzuholen. Diese sowie alle Rechnungen sind Kirchenmusikdirektor Probst zur fachlichen Überprüfung einzureichen. Zahlungen dürfen grundsätzlich nur gegen Rechnung geleistet werden. Bei Barzahlung ist stets eine Quittung zu fordern. Es ist darauf zu achten, daß ein etwaiger bar gezahlter Betrag von der Rechnungssumme abgesetzt wird.

Die Finanzierung dieser Orgelbauarbeiten kann nur aus Kollekten, Opfern und Spenden der Gemeindeglieder erfolgen. Die Kosten sind bei Abschnitt IV, 3 c der Kirchenkasse zu planen. Falls für Orgelbauarbeiten Spenden usw. gesammelt werden, sind diese Mittel, wenn die Arbeiten nicht im laufenden Jahr durchgeführt werden, bei Titel IV zu vereinnahmen und über Abschnitt I: 4 der Ausgabe dem Rücklagefonds zuzuführen.

Damit den Gemeinden nicht immer wieder schwer ersetzbare und kostspielige Sachwerte verloren gehen, wird um Beachtung der obigen Verfügungen gebeten. Die Spieltische, aber vor allem auch die Türen des Orgelgehäuses, können nötigenfalls durch Anbringen eines Vorhängeschlosses verschließbar gemacht werden.

In Vertretung:
Labs

B. Hinweise auf staatl. Gesetze und Verordnungen

C. Personalmeldungen

Berufen:

Pfarrer Eckhard Gummelt, Richtenberg, Kirchenkreis Franzburg, zum 1. Oktober 1969 zum Pfarrer der Kirchengemeinde Altentreptow und zum Superintendenten des Kirchenkreises Altentreptow; eingeführt am 19. Oktober 1969.

In den Ruhestand getreten:

Superintendent Dr. Herbert Achterberg, Demmin, Kirchenkreis Demmin, auf seinen Antrag zum 1. November 1969.

D. Freie Stellen

E. Weitere Hinweise

F. Mitteilungen für den kirchlichen Dienst

Nr. 2) „Exegese zwischen Wissenschaft und Glaube“

(Referat von Prof. Dr. Eduard Schweizer auf LWB-Konferenz, Budapest)

I.

Historisch-kritische Arbeit ist mit der Bibel unlösbar verknüpft; historische, weil ein A. T. ohne Geschichte Israels und ein N. T. ohne Geschichte von Jesu von Nazareth undenkbar sind und zu gnostischen Spekulationen absinken müßten, kritische (oder auf deutsch: unterscheidende), weil wir von Anfang an scheiden müssen zwischen dem, was der Text sagen will und dem, was er nicht sagen will. Sonst könnte man das Gleichnis vom verlorenen Sohn als Belehrung über Schweinefütterung mit Johannisbrotschoten verstehen, weil das auch im Text steht.

1616 wurden Galileis Schriften verurteilt, weil die Kirche meinte, wenn einzelne Sätze wie „Sonne, steh still in Gibeon“ (Jos. 10, 12) sich als unhistorisch erwiesen, die ganze Autorität der Schrift ins Wanken käme. Der Fall ist längst entschieden und die Kirche hat gelernt, dem Naturwissenschaftler dankbar zu sein für seine Hilfe. Er hat ihr nämlich geholfen, ihre kritische Aufgabe zu erfüllen und zu entscheiden zwischen dem, was die Bibel will: nämlich Gottes Handeln an uns verkünden, – und dem, was sie nicht will: nämlich Gesetze der Physik lehren. Nicht nur verlor die Bibel nichts von ihrer Kraft; es wurde im Gegenteil erst dadurch richtig klar, was sie will. Denn seither kann man sie nicht mehr unbeteiligt lesen wie ein Physikbuch, das allerlei interessante Auskünfte über die Natur gibt, sondern nur so, daß man weiß, daß sie auf jedem Blatt uns selbst herausfordert.

Aber schon ein Jahrhundert vorher sah Luthers *Bibelübersetzung* wie ein katastrophaler Zusammenbruch der kirchlichen Einheit aus. Kein absolut gültiger Text stand mehr fest. Die Eindeutigkeit der Erbsündenlehre fiel, sobald man vom lateinischen Text von Röm. 5, 12, nach dem alle Menschen schon „in Adam“ gesündigt haben, zum griechischen Text zurückging, der sagt, daß der Tod kam, „weil“ alle Menschen sündigten (wie Adam). Aber wieder war es überaus heilsam für die Kirche, gezwungen zu werden, immer neu zurückzufragen nach dem Grundtext, also nach dem, was die Verfasser wirklich sagen wollten und nicht nach dem, was die Kirche früherer Jahrhunderte oder man selbst darin hörte oder hören wollte.

Daß freilich auch dieser Urtext nicht so unerschüttert feststand, wurde deutlich, sobald man die vielen *Handschriften* entdeckte. Die einzige Stelle, die die Dreieinigkeitslehre in der späteren kirchlichen Form formulierte (1. Joh. 5, 7 f.) und die noch lange in den Bibelausgaben abgedruckt wurde obwohl Luther selbst sie ausschied, erwies sich endgültig als späte Zufügung. Andere sich noch in Luthers Bibel findende Zusätze wie die Empfehlung des Fastens in Mark. 9, 29 mußten in der textkritischen Arbeit fallen.

Entscheidender war, daß das Traumbild einer heiligen *biblischen Sprache* zerbrach. Zum Hebräischen des A. T. waren kaum Parallelen bekannt; das Grie-

chische des N. T. unterschied sich deutlich von der Sprache Platos und Plutarchs. So glaubte man an eine von Gott selbst dem Menschen verliehene Sprache, die fähig wäre, überweltliche Geheimnisse zu erfassen – bis Deissmann und andere das gleiche Griechisch auf den Scherben und Papyrusfetzen entdeckte, auf denen das gewöhnliche Volk seine Briefchen und Notizen niederschrieb. Aber was für eine Befreiung war das doch, daß man nicht mehr in einer Fremdsprache von Gott reden durfte wie in der lateinischen Messe, sondern in einer Sprache, die „den Leuten aufs Maul schaute“, wie Luther es schon forderte. Die Kirche begriff, daß man nur sinnvoll Gott bezeugen konnte, wenn man Sätze und Wörter brauchte, die auch im normalen Sprachgebrauch einen Sinn haben. Gewiß, die Verkündigung wurde mühsamer, wenn man nicht mehr bloß lateinische heilige Formeln rezitieren oder fromme Clichés wiederholen konnte, sondern zum heutigen Menschen in der Sprache reden mußte, mit der sich für ihn klare Vorstellungen verbinden – jeder von uns weiß um diese Not –; aber wie hat dies doch die Kirche vor dem geistlichen Einfrieren und Absterben bewahrt!

Damit aber war es plötzlich nicht mehr möglich, die Bibel so einfach „wörtlich“ zu nehmen. Denn was das in der Bibel stehende Wort damals, als diese geschrieben wurde, wirklich bedeutete, mußte man ja erst erforschen. Eigentlich hätte man das schon längst wissen können. Luther zerbrach ja daran, daß er den Satz von der „Gerechtigkeit Gottes“ wörtlich nahm, bis er verstand, daß „Gerechtigkeit“ im A. T. und daher auch für Paulus etwas ganz anderes bedeutete als im Lateinischen und Deutschen und dem viel näher stand, was wir „Gnade“ nennen. Jahrhundertlang ist gegen diese Erkenntnis gekämpft worden, weil die einen meinten, damit werde alle ernste Frömmigkeit untergraben, und die andern dann umso einseitiger wurden und sogar alle guten Werke verdammt. Es ist eine Frucht der ganz stark ausgebauten kritischen Forschung, daß heute zwischen katholischen und evangelischen Neutestamentlern an diesem Punkt kaum mehr Uneinigkeit besteht.

Wieder brach hartnäckiger Widerstand auf, als die sog. *Echtheitsfragen* gestellt wurden. Wurde man nicht in äußerster Ungewißheit geworfen, wenn nicht mehr feststand, daß ein biblisches Buch von einem Apostel geschrieben war? Wiederum begann die Schrift in neuer Kraft zu leuchten, sobald man das ohne jede Angstlichkeit zugab. Unter Schlatters kräftigen Bibelkommentaren ist der zu den Briefen an Timotheus und Titus merkwürdig schwach, weil er sich müht, zu beweisen, daß auch diese Briefe von Paulus selbst geschrieben sind. Dann kann man zwar noch allerlei Erinnerungen an Paulus finden, aber sie sind so verblaßt, daß ein eher lahmer und altersschwacher Paulus herauskommt. Genau das gleiche geschähe aber, wenn man z. B. einen modernen Theologen nur daraufhin prüfen wollte, wieviel er noch von, sagen wir einmal Karl Barth, übernommen hat. Sobald man sich aber freimacht von solch falscher Apologetik, entdeckt man in den Briefen an Timotheus und Titus einen Mann, der

in einer völlig neuen Lage von ganz anderen theologischen Voraussetzungen aus etwas wirklich Eigenes und Fruchtbare zu sagen hat.

Wirklich gefährlich aber schien es zu werden, als die heilige Geschichte selbst zu wanken anfing. Die Formgeschichte, zunächst auf das A. T. angewendet, wies hier ähnliche Literaturformen auf, wie sie auch sonst auftreten. Aus dem Namen „Blümlisalp“ für einen eis- und schneebedeckten Gipfel schloß z. B. die Schweizer Sage auf eine mit Blumen bedeckte Alp, die Gottes Zorn über das gottlose Treiben der Hirten dort unter Schnee und Eis begrub. Ganz ähnlich erklärt die Sage die Einöde am Süden des Toten Meeres mit dem Gericht Gottes über Sodom und Gomorrha. Die Anwendung der gleichen Methode auf das N. T. führte zur Erkenntnis, daß spätere Gemeindediskussionen mit jüdischen Gesprächspartnern oder die katechetische Unterweisung der Täuflinge sich in Geschichten niederschlug, die dann nachträglich auf Jesus zurückgeführt wurden. Fragte man also nach dem, was historisch ganz sicher war, wurde die Antwort immer schwieriger. Brach aber damit nicht der Boden ein, auf dem der Glaube stand?

Aber wieder lernte die Kirche daran, daß die Evangelisten ja gar nicht Historiker im modernen Sinn sein, sondern mit ihrem Zeugnis für eine Wahrheit eintreten wollten, die man nicht mit historischen Tatsachen beweisen oder ableugnen kann. Wenn wir einen Tonfilm der Jerusalemer Wochenschau über Jesu Kreuzigung hätten, wüßten wir noch nicht, was dort wirklich geschehen ist. Das kann uns nur der Zeuge sagen, der es ungeschützt als Zeugnis seines Glaubens hinstellt, ohne einen anderen Beweis bringen zu können als den des Geistes und der Kraft seiner Botschaft. So hat die Kirche immer aufmerksamer auf dieses Glaubenszeugnis hören gelernt, und die Formgeschichte hat sich zur *Redaktionsgeschichte* gewandelt. Dies ist keine neue Methode sondern die Konzentration auf das, was der Verfasser selbst bei der Redaktion der von ihm übernommenen Tradition uns verkünden will.

Lassen Sie mich das an einem kleinen Beispiel anschaulich machen. Joh. 19, 14 berichtet, Jesus sei um 12 Uhr mittags verurteilt worden, Mark. 15, 25, er sei um 9 Uhr morgens gekreuzigt worden. Als Historiker können wir nur feststellen, daß mindestens einer von ihnen irren muß. Als redaktionsgeschichtliche Forscher fragen wir: was wollen sie damit sagen? Markus teilt diesen Tag in dreimal drei Stunden ein; damit sagt er uns: über diesem Tag stand Stunde für Stunde Gottes Führung. Aber er möchte, daß wir noch einen Schritt weiterkommen. Nach ihm hat sich die Sonnenfinsternis genau um 12 Uhr ereignet, also wie es beim Propheten Amos schon zu finden ist: „An jenem Tage lasse ich die Sonne am Mittag untergehen und sende Finsternis auf die Erde am hellen Tage“ (8, 9). Wir sollen also verstehen: hier stirbt der, der Gottes Verheißungen einlöst und damit die Heilszeit heraufführt. Nach der anderen Zeitansetzung des Johannes aber wird Jesus zu der Stunde hingerichtet, da die Passalämmer geschlachtet werden. Johannes will also mit

seiner, mit Markus nicht ausgleichenden Zeitangabe das Gleiche sagen: hier stirbt der, in dem sich Gottes Heilshandeln erfüllt. Daran entscheidet sich unser Glaube nicht, ob wir die Verurteilung Jesu vor 9 Uhr morgens oder am Mittag ansetzen, wohl aber daran, ob wir auf das Zeugnis beider hören und es uns von ihnen sagen lassen, daß hier Gott selbst die Zeit erfüllt hat. Es wäre kein demütiges Lesen der Schrift, wenn wir uns abmühten, beide Zeitangaben so zu vereinen, daß sie keinen Widerspruch mehr bildeten. Denn dann könnte Markus oder Johannes uns das nicht mehr sagen, was er will, weil wir ihm mit unserem gottlosen Verlangen nach einer Harmonisierung, die uns Garantien gibt, daß alles bis aufs Tüpfelchen stimmt, das Maul verbunden hätten. Ähnliches wäre zu sagen von der Heilung des Knechtes des Hauptmanns von Kapernaum, wo nach Lukas die Freunde des zu Hause gebliebenen Hauptmanns genau das Gleiche sagen wie nach Matthäus dieser selbst, oder von der Tempelreinigung, die nach Matthäus gleich nach dem Einzug Jesu, nach Markus aber erst am andern Tag stattfand, oder von der Entdeckung des leeren Grabes, wo nach Markus ein Engel im Grab drin, nach Matthäus zwei Engel auf dem Stein vor dem Grab den Frauen die Auferstehung Jesu verkünden. Solche Widersprüche ausgleichen zu wollen, koste es, was es so wolle, wäre genau so ungläubig wie die Behauptung, die Evangelisten hätten uns nichts mehr zu sagen, weil sie offenkundig an den historischen Einzelheiten nicht interessiert waren. Wahrscheinlich würden wir auf dem Tonfilm den Satz des Kreuzigten, den nur Joh. 19, 30 überliefert: „Es ist vollbracht“, nicht hören. Der Unglaube sagt: „Wenn das nicht historisch ist, geht es mich nichts an“ oder „Wenn ich nicht die Garantie habe, daß Johannes absolut irrtumslos schrieb, kann ich nicht mehr glauben.“

Der Glaube sagt: „Was Johannes damit bezeugt, weil der auferstandene Jesus ihn überwunden hat, ist genau das, was dort wirklich geschehen ist; im Tod Jesu ist der Dienst des Sohnes Gottes vollbracht worden, und das will ich glauben, weil der Zeuge Johannes es mir sagt.“ Ich halte den Satz R. Bullmanns, Jesus habe sich nicht für den Messias gehalten, er sei es aber gewesen, zwar für historisch sehr unwahrscheinlich (außer man faßte „Messias“ sehr eng), aber grundsätzlich für möglich, weil es tatsächlich auf das ankommt, was er wirklich war, nicht auf das, was er historisch sicher feststellbar sagte oder verschwie. Die Kirche, die nicht mehr glauben will ohne die Garantie einer auch historisch oder gar naturwissenschaftlich unfehlbaren Bibel gleiche sehr dem Israel, das nach den Fleischtöpfen Ägyptens zurückschielte statt die Wanderschaft durch die Wüste mit all ihren Anfechtungen allein im Vertrauen auf den es begleitenden Gott zu wagen, wo man freilich nur auf seine Zusage angewiesen ist, ohne immer schon im voraus zu wissen, in welcher Weise er sie einlösen und sich neu lebendig und wirklich erweisen werde.

II.

Damit sind wir aber bei den Schwierigkeiten, die uns heute Not machen. Alles Historische ist im-

mer nur mehr oder weniger gesichert. Wäre der Glaube davon abhängig, dann könnte jede Neuentdeckung von Dokumenten ihn stärken oder auch erschüttern. Kann oder muß man sich also auf eine reine *Existentialinterpretation* zurückziehen, also auf das, was die Sätze des N. T., ganz abgesehen von ihrer geschichtlichen Ausprägung, für unsere Existenz heute bedeuten, also z. B. auf den Satz von der Gnade Gottes gegen den schuldigen Menschen oder von der Rechtfertigung aus Glauben oder von der Verantwortung gegen den Mitmenschen? Daß es nicht so einfach geht, wissen wir heute. Eben dies hat ja zur Wiederbelebung der Frage nach dem „historischen Jesus“ geführt, also nach dem, was wir vom irdischen Jesus wissen.

Wenn die erste Gemeinde formuliert hat „Jesus Christus“, dann sagte sie einmal: er ist der Christus, der von Gott gesandte Retter. Das ist es, was die Sätze des N. T. verkünden, und wir können fragen, was das für unsere Existenz heute bedeutet. Sie sagte aber auch: *Jesus* ist dieser Christus. „Christus“ bezeichnet also nicht mehr den nationalen Helden, der die Römer aus dem Land jagt und in Jerusalem eine Theokratie aufrichtet, sondern einen schändlich Hingerichteten. Es ist also nicht nur das Glaubenszeugnis der Jünger nach Ostern, das uns sagt, wer Jesus ist; es ist auch das ganze Leben und Sterben Jesu, das uns klarmacht, was die von den Jüngern gebrauchten Wörter, wie z. B. „Christus“, eigentlich bedeuten.

Gegen allzugroße Skepsis wurde betont, daß wir doch einiges über Jesus sicher wissen, z. B. über seine Verkündigung, die dem Hörer das künftige Gottesreich schon jetzt zuspricht, seinen Aufruf zu bedingungsloser Liebe, sein Zusammensein mit Zöllnern und Dirnen, seine kompromißlose Ablehnung aller Gesetzlichkeit, die ihn zum Tod führte. Dabei wurde immer deutlicher, wie Jesus in kein Schema hineinpaßt, wie eigenartig und alle Erwartungen sprengend sein Leben verlief, wie er tatsächlich handelte und redete als der, der an Gottes Stelle selbst stand, sodaß man eigentlich nur fragen kann, ob hier ein Schwärmer zu uns spricht oder der, in dem Gott selbst uns begegnet.

Darf ich es an einem einzigen Beispiel anschaulich machen, das für viele andere stehen muß? Ein Punkt, der historisch sicher steht, ist das Reden Jesu in Gleichnissen. Nun haben auch griechische Denker und jüdische Rabbiner Gleichnisse verwendet. Sie haben aber damit nur einen von ihnen formulierten Satz nachträglich noch illustriert, etwa wie ein guter Volksschullehrer noch ein Bild braucht, um seinen etwas schwerfälligen Schülern das Gesagte richtig einzutrichtern. Jesus aber spricht von Gott fast ausschließlich in Gleichnissen, meistens ohne das mit dem Gleichnis Gemeinte überhaupt noch in einen Satz zu fassen. Damit ist etwas ganz Entscheidendes geschehen. Wenn wir einen direkten Satz sagen wie z. B. „Mittagessen um zwölf“, können wir ihn sofort erfassen und eine Maschine könnte dies richtig in eine andere Sprache übersetzen. Sobald wir aber Bildworte brauchen, ist dies nicht mehr der Fall. Wenn die Mutter ihr Kind „Herzkäfer“

nennt, muß unser Herz ein wenig etwas von dem verstehen, was in der Liebe der Mutter zu ihrem Kind geschieht; unsere zoologischen Kenntnisse würden dazu nicht genügen. Erst recht ist dies im Gleichnis der Fall. Hier tritt ja der Erzähler ganz in die Welt seiner Hörer hinein und geht nun – innerhalb ihrer Bildwelt – Schritt für Schritt mit ihnen, bis er plötzlich dort steht, wo er ihnen mit dem Gleichnis sagt, was das jetzt für Gottes Verhalten zu ihnen bedeutet. Im Hören des Gleichnisses muß man also mitgehen und sich mitnehmen lassen vom Erzähler; sonst könnte man alles verstanden haben innerhalb des Bildes und doch noch gar nichts verstanden haben von dem, was es wirklich sagen will. Damit, daß Jesus fast ausschließlich in Gleichnissen von Gott spricht, will er also sagen: Gott ist nicht lehrbar. Ihm kann man nur so begegnen, daß man sein Herz bewegen und mitnehmen läßt von meinem Wort; es braucht so etwas wie die Nachfolge dazu.

Sind damit alle Schwierigkeiten gelöst? Heißt dies, daß man als moderner Skeptiker einfach von dem ausgehen kann, was historisch sicher steht und dann zu dem gelangen muß, was auch die nachösterlichen Zeugen uns verkünden?

Wieder ist es die kritische Forschung gewesen, die vor allzu schnellen Lösungen warnte. *Ostern* bildet ja einen eindeutigen Bruch in der Tradition. Gewiß läßt sich manches von dem, was den Glauben der nachösterlichen Gemeinde ausmachte, schon bei den Menschen, denen Jesus in seinem irdischen Wirken begegnete, finden. Aber jedenfalls ist es nicht so, daß einfach durchgehend die gleichen Strukturen des Glaubens vorlägen. Die Kreuzigung Jesu bildete ja einen derartigen Schock für den Glauben der Jünger, daß er völlig abbrach. Und Ostern war entscheidend mehr als nur die Wiederherstellung des früheren Glaubens. So konzentrierten sich denn die Fragen immer deutlicher auf die Frage nach dem Osterereignis.

Und noch einmal sah das, was kritische Forschung hier fand, zuerst wie eine Katastrophe aus. Ostern bedeutete offenbar für die ersten Jünger den *Beginn der Endereignisse*; sie erwarteten, daß die allgemeine Totenauferstehung in Gang käme und das jüngste Gericht in Kürze stattfinde. Daher führten sie ihre Familien schleunigst von Galiläa nach Jerusalem, um beim Anbruch des Gottesreiches dabei zu sein. Sie haben sich also geirrt, und ihre Erwartungen sind uns so fremd, daß wir sie kaum nachvollziehen können. Und doch ist gerade in dieser Verfremdung wieder neu sichtbar geworden, worum es geht. Ostern – das haben diese ersten Jünger gewußt – kann man nicht im Rahmen eines bloß individuellen Glaubens erfassen. Der auferstandene Jesus will nicht über ein paar fromme Seelen Herr werden, sondern über die Welt. Daher ist Ostern ein Ereignis von apokalyptischem Ausmaß, das nur mit der Schöpfung verglichen werden kann (Röm. 4, 17). Mit der Auferweckung Jesu hat Gott eine neue „Welt“ geschaffen, ein neue, weltweite Herrschaft aufgerichtet, in die hinein Menschen gerufen werden, die aber nicht erst in ihren gläubigen Seelen

geboren wird, sondern besteht, längst bevor wir sie im Glauben sehen und im Gehorsam anerkennen dürfen. Wie der Mensch nur leben kann, weil Gottes Schöpfung schon besteht, längst bevor er in sie hinein geboren wird, so kann der Glaube nur davon leben, daß Gottes neue Welt seit Ostern da ist und ihn schon umgibt, bevor er Glaube geworden ist. Es ist vor allem E. Käsemann, der diese Seite von Ostern unterstrichen hat.

Aber woher wissen wir denn um dieses Osterereignis? Gerade wenn es so ist, daß hier Gottes welterschaffende Tat all unserem Glauben vorausgesetzt ist, wie kommt es denn zum Glauben? Ist nicht gerade hier das *Fehlen aller Garantien* besonders schlimm? Daß an Ostern etwas Entscheidendes geschah, ist zwar nicht zu bezweifeln; denn aus einem Häuflein orientierungsloser Jünger auf der Flucht wurde eine Mannschaft, die in Gefängnis und Tod ging und ihren Herrn in der ganzen damaligen Welt verkündete. Aber was geschah eigentlich? Paulus weiß noch, daß Jesus dem Petrus, dann den Zwölfen, über 500 Brüdern, dem Jakobus und allen Aposteln (also offenbar einem größeren Kreis als den Zwölfen), schließlich ihm selbst erschienen ist (1. Kor. 15, 5–8). Abgesehen von einer Erscheinung vor den elf Jüngern wissen die Evangelisten von all dem nichts mehr (auch Luk. 24, 34 beweist, daß außer einer formelhaften Wiederholung des „dem Simon erschienen“ darüber nichts mehr bekannt war). Noch schwerer wiegt, daß nach Matthäus die erste und wohl einzige Erscheinung in Galiläa stattfand, nach Lukas in Jerusalem und zwar am Ostersonntag selbst, wobei den Jüngern ausdrücklich verboten wurde, Jerusalem vor Pfingsten zu verlassen. Vielleicht noch gewichtiger ist, daß Paulus sich offenbar alle Erscheinungen gleich denkt wie die ihm selbst widerfahrene, also als Erscheinungen vom Himmel her. Lukas aber den Auferstandenen mit „Fleisch und Knochen“ auf Erden wandeln läßt (Luk. 24, 39; ähnlich Joh. 20, 27). Bei Matthäus kann man noch den Wandel der Vorstellungen sehen. Die ihm überlieferte Geschichte hat sicher an den vom Himmel her den Jüngern Erscheinenden gedacht; denn sein erstes Wort lautet: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.“ Matthäus aber fügt hinzu: „Indem er zu ihnen trat, sprach er . . .“; als stünde Jesus auf Erden und käme dort auf die Jünger zu. Daß dies erst Matthäus eingeschoben hat, ist deutlich; denn diese Wendung findet sich ausschließlich bei Matthäus und ist an vielen Stellen nachgewiesenermaßen erst von ihm zu dem ihm vorliegenden Text, z. B. des Markus, hinzugefügt worden. Was sollen wir also für wahr halten? Müssen wir es uns so wie Paulus oder so wie Lukas vorstellen? Müssen wir für wahr halten, daß der Auferstandene den gleichen Jüngern zum ersten Mal in Jerusalem und gleichzeitig in Galiläa begegnet ist?

Noch einmal ist kritische Exegese überaus heilsam geworden für die Kirche. Alle Osterberichte laufen ja darauf hinaus, daß Jesus seine Jünger in Dienst nimmt und sie als seine Zeugen in die Welt hinaus-schickt. Ostern ist also sicher nicht die Erfüllung der Wunschträume der Jünger, die sich in ihren Seelen gebildet und nach außen projiziert hätten.

Im Gegenteil, sie haben sich nach allen Berichten gegen Ostern gewehrt. Begreiflich, denn was an Ostern begann, endete für die meisten von ihnen im Gefängnis und auf der Hinrichtestätte. Es ist also gar nicht falsch, wenn W. Marxsen formuliert, Ostern heiße, daß „die Sache Jesu weitergehe“, oder wenn R. Bultmann erklärt, Jesus sei „ins Wort der Jünger“ hinein auferstanden. Wenn wir also nur die Gewißheit für ein ewiges Leben suchten, wie es die Angehörigen aller Religionen suchen und von ihren Religionen darin auch befriedigt werden, dann kämen wir beim N. T. an die falsche Adresse. Ob sie jetzt und hier, auf dieser Erde, sich vom Auferstandenen in Dienst nehmen ließen, daran entschied sich der Osterglaube. Er bot ihnen zunächst garnicht die Garantie eines ewig verlängerten Lebens; er konnte viel eher das Leben kosten. Von seiner, von Jesu Auferstehung zeugte Ostern, nicht von ihrer. Er, Jesus wollte Herr werden über die Welt und dies, nicht ihre private Seligkeit war das Ziel. Aber gerade in diesem ihrem Dienst, auf den Marktplätzen, wo sie Jesus verkündeten, in den Gefängnissen, wo sie für ihn litten, haben sie erfahren, daß er wirklich, lebendig und Meister über sie war. Da, in ihrer Nachfolge auf Erden ist es hundertmal wahrgeworden, daß sie versagten, zu Ende waren, starben, er aber höchst konkret eingriff, stärkte, zum Leben erweckte. Darum sind ihnen auch alle rein geschichtlichen Einzelheiten der Ostererscheinungen so unwichtig gewesen. Denn so haben sie glauben lernen dürfen, und so dürfen wir es hinter ihnen her glauben lernen, daß diese Wirklichkeit Gottes, die uns im auferstandenen Jesus begegnet, auch vor dem physischen Tod nicht Halt macht. So hat Paulus klar und in voller Gewißheit schreiben können: „Wenn Christus nicht auferstanden ist, dann wäre unsere Verkündigung nichts und euer Glaube nichts . . . Jetzt aber ist Christus auferstanden von den Toten, als Erstling der Entschlafenen . . . So werden in Christus alle zum Leben erweckt werden“ (1. Kor. 15, 14–22). So und nur so kommt es zur Gewißheit, nicht nur daß Jesus selbst auferstanden ist, was viel mehr heißt, als daß seine Worte und Taten weiterleben, sondern auch daß uns die Auferstehung jenseits unseres physischen Todes verheißt ist.

III.

Damit sind wir bei der entscheidenden Frage: Was ist rechter Glaube? Als Lazarus im Grabe lag, sagte Martha zu Jesus: „Ich weiß, daß er auferstehen wird in der Auferstehung am jüngsten Tage“. Woher weiß sie das? Vermutlich aus dem Religionsunterricht bei einem orthodox-pharisäischen, nicht einem liberal-sadduzäischen Lehrer. Hängt also die Gewißheit der Auferstehung davon ab, an was für einen Lehrer wir geraten? Jesus antwortete: „Ich bin die Auferstehung und das Leben“. Das heißt: ob die Vorstellungen, die sie aus ihrem mehr oder weniger guten Unterricht mitbekommen hat, mehr oder weniger korrekt waren, ist gar nicht so entscheidend; denn ob sie glaubt oder nicht, hängt daran, ob sie jetzt, hier auf dieser Erde, Jesus so begegnen darf, daß sie in ihm dem Leben begegnet. Und weil sie hier schon in ihm das Leben selbst

fand, verstand sie, als er fortfuhr: „Jeder, der (wahrhaft) lebt, (nämlich) im Glauben an mich, wird in Ewigkeit nicht sterben.“ Sie hat auch begriffen, daß damit der Tod nicht schwärmerisch übersprungen wird, daß Jesus also ebenso gut sagen kann: „Wer an mich glaubt, wird, auch wenn er stirbt, leben“ (Joh. 11, 24–26). Rechtgläubigkeit auf Grund korrekter Vorstellungen hilft also gar nichts; rechter Glaube wird nur dort, wo einer mit Jesus lebt hier und jetzt.

Auch das Markusevangelium erzählt von ganz Rechtgläubigen, die als allererste schon in Jesus den Sohn Gottes erkannten, als noch niemand sonst das glauben konnte. Es waren die Dämonen (3, 11; 5, 7). Es berichtet auch von Petrus, der schließlich so weit kam wie die Dämonen und bekannte: „Du bist Christus.“ Und unmittelbar darauf mußte Jesus ihn anfahren: „Hinter mich, du Satan!“, weil er bei aller Rechtgläubigkeit nicht verstanden hatte, was Jesus wirklich wollte. Wenn Jesus direkt daran anschließend ihn und alle, die dabeistanden, zur Nachfolge einlud, dann tat er damit zugleich die Türe zum wahren Glauben auf (8, 27–37). Er nahm Menschen mit auf seinen Weg, und nur so, daß sie Wochen und Monate und Jahre so mit ihm gingen, lernten sie, was es um ihn ist. Das kann man nicht abkürzen, indem man einfach ein paar richtige Glaubenssätze übernimmt. Darum hat Jesus auch – anders als alle jüdischen oder griechischen Lehrer seiner Zeit – in erstaunlichem Ausmaß Gleichnisse verwendet. Auch im Gleichnis werden uns keine Sätze angeboten, die wir einfach annehmen und für wahr halten können. Auch im Gleichnis kommt Jesus ja ganz in unsere Welt hinein. Satz für Satz lädt er uns ein, ihm zu folgen, und nur wenn wir uns von Jesus mitnehmen lassen Schritt für Schritt, geht uns plötzlich auf, was das für uns und unser Verhältnis zu Gott, oder noch besser: für Gottes Verhalten zu uns bedeutet.

Ich will versuchen, es im Bild zu sagen. Es gibt Ehemänner, die ihre Ehe so bewahren wollen, daß sie einfach keine Fragen aufkommen lassen. Wenn ihnen irgend etwas fraglich erscheint bei ihrer Frau, dann hören sie auf zu denken und verdrängen alle Probleme. Die Psychologie weiß, wie lebensgefährlich das ist und wie solche Ehen an den im Unterbewußtsein aufgestauten Fragen zugrunde gehen. Es gibt auch eine Art von orthodoxem Glauben, der einfach alle Fragen abschneidet und aufhört zu denken. Vom Reichsbischof, den Hitler seinerzeit als gefügiges Werkzeug einsetzte, wird erzählt, er habe sich einmal beklagt, wieso man ihn auch nicht allgemein anerkenne, er glaube doch alles, nicht nur das apostolische, sondern auch das nicänische und das chaledonensische und alle lutherischen Glaubensbekenntnisse. Das ist der Glaube, der erklärt: Ich halte es einfach für wahr, daß jedes Wort in der Bibel irrtumslos ist, selbst im naturwissenschaftlichen und historischen Sinn. Es ist zwar schwierig sich vorzustellen, daß der Himmel Läden hat, durch die der Regen niederprasselt (1. Mose 7, 11) oder daß das leere Grab von der gleichen Frau auf vier verschiedene Arten entdeckt wurde. Aber wenn ich das einmal geschluckt habe, habe ich meine Ruhe

und sichere Garantie für meinen Glauben. Das ist die *Rechtgläubigkeit der Dämonen*.

Es gibt andere Ehemänner, die die Fragen, die ihnen aufsteigen etwa bezüglich der Treue ihrer Frau, durch *Beweise* zum Schweigen bringen wollen. Dann lassen sie sie durch Privatdetektive überwachen, und wenn sie am Ende des Jahres 365 Rapporte in ihrem Safe haben, die diese Treue schwarz auf weiß beweisen, glauben sie es 1. noch immer nicht so ganz, und stehen sie 2. ganz sicher vor einer zugrunde gerichteten Ehe. Es gibt auch eine Art von Glauben, der sich auf die *Beweise* der Archäologen dafür, daß die Bibel doch recht habe, verläßt. Nun, vor Jahren hat sich ein Inder in Zürich unter Aufsicht meiner Kollegen von der medizinischen Fakultät und unter Röntgenkontrolle ein Schwert durchs Herz stoßen lassen ohne daran zu sterben. Das Wunder ist ohne Zweifel geschehen, aber es wird doch niemandem einfallen, deswegen nun an diesen Inder zu glauben, wie man an Jesus Christus glaubt. Das ist die Gläubigkeit der Skeptiker, die nichts riskieren wollen.

Was ist denn falsch an diesen Ehemännern oder an diesen Glaubenden? Sie wollen ihre Ehegemeinschaft oder ihre Glaubensgemeinschaft mit Gott vorneweg haben, so daß sie irgendwie garantiert ist, bevor sie es damit wagen. Aber man wird der Liebe seiner Frau nur so gewiß, daß man mit ihr lebt in all dem, was das in sich schließt an Freuden und Leiden, Erschütterungen und Neuentdeckungen. Und man wird seines Glaubens nur so gewiß, daß man *mit dem auferstandenen Jesus lebt mit all dem, was das in sich schließt an Anfechtung und Tröstung*, an Zweifel und Gebetserhörungen. Vor solch falschem Glauben hat wissenschaftliche Forschung die Kirche immer wieder gewarnt und eben damit vielleicht doch die Tür zum rechten Glauben auch geöffnet.

Wenn Sie mich fragen, ob denn kritische Forschung die *Wahrheit irrtumslos ergründe*, antworte ich: selbstverständlich nicht. Sie hat schwerwiegende Fehler gemacht; aber im Grunde nur dann, wenn sie nicht radikal angewendet wurde, sondern heimlich die schon voreingenomene Position ihres Glaubens oder Unglaubens noch beweisen wollte. Immer sind solche Überspitzungen und Fehler von einer nachfolgenden Generation wieder zurechtgerückt worden. Das gilt von der protestantisch-katholischen Kontroverse über die Gerechtigkeit Gottes ebenso wie von der Diskussion, die bald einseitig das Gottesreich als apokalyptisch-zukünftig, bald ebenso einseitig als nur in der Nächstenliebe gegenwärtig proklamierte. Immer hat sich der viel komplexere Sachverhalt des N. T. gegen solche Simplifizierung durchgesetzt.

Wenn Sie mich fragen, ob denn kritische Forschung *ungefährlich* sei, antworte ich: selbstverständlich nicht. Harmlosigkeiten haben noch nie weiter geholfen. Natürlich hat es Menschen gegeben, die meinten, wenn der Himmel nach Galilei nicht mehr wirklich oben sei, könne man nicht mehr betend zu ihm aufblicken, und es hat garantiert auch damals törichte Theologen gegeben, die das als der Weisheit letzten Schluß verkündeten. Natürlich droht heute die Gefahr, Gott derart abstrakt und blaß werden

zu lassen, daß wir himmelweit von Jesus wegrücken, der keine Angst gehabt hat, sehr massiv vom Festessen im Reich Gottes zu reden, obwohl er sich darüber klar war, daß das manche Hörer konkret wörtlich verstanden. Natürlich gibt es Menschen, die meinen, alle Vorstellungen seien verboten, weil sie Gott ja nie ganz erfassen können. Natürlich gibt es auch Theologen, die so reden, daß Gott zu einer solchen Abstraktion wird, daß man nicht mehr zu ihm beten kann. Dabei merken sie nicht, daß Abstraktionen weit lügnerischer sein können als die Bilder, die Jesus so getrost verwendet. Denn dort weiß man doch, daß es Bilder sind, und kann gerade darum getrost sprechen: „Unser Vater . . .“, grad weil man weiß, daß das Bild vom Vater Gottes Wirklichkeit noch lange nicht ganz umfassen kann.

Wenn Sie mich fragen, ob denn kritische Forschung *Glauben schaffen* könne, antworte ich: selbstverständlich nicht. Glaube ist ganz Geschenk Gottes. Wohl aber kann sie helfen, das Wort zu hören, das zum Glauben einlädt. Ohne solche Forschung könnte es ja nicht einmal aus dem Hebräischen und Griechischen ins Deutsche übersetzt werden. Und wenn Gott selbst aus dem Wort Glauben wachsen läßt, dann mag kritische Forschung ihn auch davor bewahren, in den Aberglauben, z. B. an unzweifelhaftige Wunder als Beweise für den Glauben, abzusinken.

Wenn Sie mich also fragen, ob denn kritische Forschung *heilswendig* sei, antworte ich noch einmal: selbstverständlich nicht. Wenn auch Luthers Bibel nie geworden wäre ohne sprachliche Forschung, und wenn auch Luther schon kritisch feststellte, daß die Reihenfolge der Berichte in den Evangelien nicht immer richtig sei, hat er doch ohne die ganze moderne Methodik das Wort zu einer Kraft erwecken dürfen, die ganz Europa durchdrang.

Völlig anders aber steht es, wenn man wissenschaftliche Forschung *ängstlich eingrenzen oder gar verbieten* wollte. Das allerdings wäre echtem Glauben gefährlicher als alle Ergebnisse dieser Wissenschaft, die irrtümlichen eingeschlossen, die die Kirche zwar oft schockiert, aber ebenso oft, wo sie ohne Angst angenommen wurden, auch ganz neu ins echte Glauben hinein geführt haben. Hier Gott in den Arm zu fallen, wäre Unglaube. Der spricht nämlich: Was ich nicht beweisen kann, existiert nicht; wenn also die Bibel nicht irrtumslos ist, kann ich die Richtigkeit meines Glaubens nicht mehr beweisen; dann bricht alles zusammen. Der Glaube aber spricht gar nicht, sondern läßt sich von Jesus mitnehmen. Und weil er den auferstandenen Jesus bei sich hat, kann er völlig unverkrampft und offen bleiben und sich alle falschen Stützen nehmen lassen, bis er nur noch am Arm seines Herrn gehen darf. Er hat keine Angst vor den Tatsachen, die ihm kritische Forschung aufzeigt, sondern weiß, daß sie, wo sie falsch sind, schon wieder zurechtgerückt werden, wo sie aber eindeutig sind, ihm helfen werden, nur umso echter und klarer zu glauben.

Und nun muß ich mit einem persönlichen Wort schließen. Ich habe um der Klarheit willen den Gegensatz möglichst scharf herausgearbeitet. Was

jetzt aber um keinen Preis geschehen darf, womit wir uns am Herrn unserer Kirche versündigten, das wäre, daß wir uns gegenseitig karikierten. So ist es doch nicht, daß die einen nur Garantien suchten für ihren sonst zusammenbrechenden Glauben und nur an ihrer eigenen Seligkeit nach dem Tode interessiert wären, ohne Schritt für Schritt den Weg der Nachfolge gehorsam zu gehen. Und so ist es doch nicht, daß die andern behaupten wollten, der physische Tod des Menschen bilde für Gottes Macht eine absolute, unübersteigbare Grenze, und was die Wissenschaft nicht beweisen könne, existiere auch nicht. Gewiß betonen wir mit sehr verschiedener, oft auch häßlich verschiedener Stimmstärke das eine oder das andere, aber wir sind doch, falls wir noch Christen sind, auf beiden Seiten nicht blind für die Fragen, die der andere uns stellt. Sicher wird auch an diesem Referat manches falsch sein (wenn ich auch meine, daß andere es noch falscher sagen). Daß wir uns hier brüderlich helfen, unsere Irrtümer zu sehen, ist durchaus in Ordnung. Aber ich meine, daß unsere eigentliche Not dort beginnt, wo wir lernen sollten, in der Nachfolge Jesu gehorsam zu werden. Und das fällt uns so schwer, daß wir all unsere Kraft darauf konzentrieren müßten, uns von ganzem Herzen gegenseitig zu helfen, echt und glaubhaft unseren Weg zu gehen.

(Aus: Amtsblatt der Ev. Landeskirche Dessau)

Nr. 3) Die Predigt der Rechtfertigung am Krankenbett

(Leicht bearbeiteter und gekürzter Vortrag auf der Fachkonferenz für Krankenhausseelsorger der Kirchenprovinz Sachsen am 17. 4. 1968 in Elbingerode/Neuvandenburg.)

Das durch die Konferenzleitung gestellte Thema bedarf einer Erläuterung. Der Begriff „Predigt“ meint im folgenden jede Form von Verkündigung, die im Dienst der Kirche an den Kranken geschieht. „Predigt“ als Zuspruch der Rechtfertigung erfolgt auch im seelsorgerlichen Gespräch, und nicht zuletzt in der Feier des Herrenmahles. Eine zweite Bemerkung zum Thema: Mit Recht wurde nicht formuliert: „Die Predigt von der Rechtfertigung“. Rechtfertigungspredigt ist mehr als informierende Belehrung über die Rechtfertigung. Die Predigt gehört mit hinein in das Geschehen der Rechtfertigung. Gott bedient sich der Predigt, um sein Werk der Rechtfertigung auszuführen. Alle Predigt gründet im rechtfertigenden Handeln Gottes und führt darauf hin.

Haben wir nicht damit den Mund theologisch zu voll genommen? Es ist doch eine bekannte Tatsache, daß die Rechtfertigungsbotschaft seit langem in der evangelischen Theologie und Kirche „mehr Problem als strahlendes Angebot“ ist (Martin Fischer). Theoretisch halten wir daran fest, daß die Kirche mit diesem Artikel steht und fällt, praktisch aber bedrängt uns der Eindruck, daß diese Behauptung einem ungedeckten Scheck gleicht, den wir mit schlechtem Gewissen ausstellen und nicht wirklich einzulösen wagen.

Stehen nicht brennendere Fragen vor uns als die nach dem gnädigen Gott? Ist es heute nicht viel wichtiger, den gnädigen Nächsten zu suchen und gnädiger Nächster zu sein? Eine Antwort auf diese Fragen setzt voraus, daß wir zu klären versuchen, was wir unter Rechtfertigung verstehen. Das soll im ersten Teil des Vortrages unternommen werden. Im zweiten Teil möchte ich das so gewonnene Verständnis konkretisieren unter dem Aspekt des Verhältnisses von Krankheit und Sünde und im dritten Teil im Blick auf die Frage nach dem Sinn der Krankheit und des Lebens überhaupt.

1. Zum theologischen Verständnis von Rechtfertigung

Ein Leitsatz sei vorangestellt:

„Rechtfertigung ist das ungeschuldete Tun Gottes, das den in sich verlorenen Menschen befreit zu einer neuen Lebensmöglichkeit in der Gemeinschaft mit Gott, zum Dienst an der Welt und mit dem Ziel der Verherrlichung Gottes“.

Vier Thesen mögen zur Erläuterung dienen:

1. Zwar ist Rechtfertigung souveränes Handeln Gottes, aber es ist zugleich immer Handeln am Menschen. Die Rechtfertigungspredigt hat daher weder einseitig von Gott noch ausschließlich vom Menschen auszugehen. Es ist verfehlt, anthropozentrischen und theozentrischen Ansatz gegeneinander auszuspielen. Rechtfertigung ist weder ein rein zwischenmenschliches Ereignis noch ein Dogma, das an den Fragen des heutigen Menschen vorbei gepredigt werden darf.

2. In der Rechtfertigung geht es um eine reale Veränderung des Lebens der Glaubenden. Gott tut etwas am Menschen. Darum ist Rechtfertigung immer effektiv. Der Gegensatz von forensischer oder imputativer und effektiver Rechtfertigung ist eine Konstruktion, mit deren Hilfe die lutherische Orthodoxie jeden Synergismus ausschließen und jeden Anspruch des Menschen gegenüber Gott zurückweisen wollte. Das unaufgebbare Anliegen dieser Theorie darf nicht dahin führen, daß der Glaube seiner Lebenswirklichkeit beraubt und zum passiven Rezeptionsorgan der Rechtfertigung verfälscht wird.

3. Die in der Rechtfertigung geschehende Veränderung der menschlichen Existenz betrifft nicht nur jeweils den einzelnen, sondern mit ihm und durch ihn die Welt. Wenn Gott am einzelnen handelt, will er durch ihn an den Menschen wirken. Gottes Tun am einzelnen impliziert immer die diakonische und die missionarische Dimension.

4. Schließlich versucht der Leitsatz, den eschatologischen Aspekt der Rechtfertigung mit ins Auge zu fassen. Ziel der Rechtfertigung des einzelnen und der ganzen Heilsgeschichte ist, daß Gott die Ehre gegeben wird, und das heißt zugleich, daß die Menschheit zu dem von ihm gewollten Ziel kommt. Das im Geschehen der Rechtfertigung gegenwärtige Heil ist Signal für die zukünftige Heilung der Welt. Welche Bedeutung haben diese Thesen für den Dienst der Kirche an den Kranken? Die meisten von ihnen ersehnen nicht die zukünftige Heilung der Welt, sondern die baldige Heilung ihrer Leiden.

Sie haben nicht Angst vor dem Zorn Gottes, sondern vor Operationen, Krebs und Tod. Wenn sie überhaupt etwas von Gott erhoffen, dann zumeist nicht die Gnade im Jüngsten Gericht, sondern Genesung für sich selber und Hilfe für die Angehörigen. Hat die Rechtfertigungsbotschaft dazu etwas zu sagen?

II. Die Rechtfertigung unter dem Aspekt des Verhältnisses von Krankheit und Sünde

Daß es kausale Zusammenhänge zwischen Krankheit und Sünde gibt, weiß jeder Seelsorger aus Erfahrung. Es wird in der Literatur zur Krankenseelsorge häufig betont und von vielen Ärzten wie Richard Siebeck, Paul Tournier u. a. bestätigt. Auch religiös ungebundene Mediziner wissen zu berichten, wie z. B. Magengeschwüre durch Ehekonflikte ausgelöst wurden. Sie alle lehnen es aber mit Recht ab, Kausalzusammenhänge zwischen Krankheit und Schuld des Patienten zu postulieren. Gewiß liegen solche Zusammenhänge in vielen Fällen auf der Hand. Erinnert sei nur an die Unfälle, vor allem im Straßenverkehr. Oder denken wir an die ungezählten Kranken, die durch ständige Übertretung des 3. Gebots ihre Gesundheit zerstörten!

Viele Patienten, auch religiös indifferente, wissen oder ahnen etwas von solchen Zusammenhängen. Das zeigt sich etwa an der wohlbekannten Frage: „Warum muß ich das erleiden? Ich habe doch niemanden etwas Böses getan“. Diese Rede setzt voraus, daß andere Menschen durch ihre schlechten Taten derartige Leiden verdient hätten. Andererseits ist es, wie schon das Buch Hiob zeigt, eine uralte Erfahrung der Menschheit, die wir alle bestätigen finden, daß die Herstellung kausaler Zusammenhänge zwischen Sünde und Leid im Einzelschicksal manchmal geradezu als lästerlich erscheint. Medizinisch kann eine solche Kausaldeutung sich verheerend auswirken und dem ärztlichen Ethos schroff widersprechen. Theologisch ist sie, pauschal auf die Einzelpersonen angewandt, unchristlich. Nach Joh. 9, 2 weist Jesus jeden vordergründigen Zusammenhang zwischen Krankheit und Sünde zurück. Das Leiden des Blindgeborenen ist weder auf die Schuld der Eltern noch auf seine eigene zurückzuführen. Es ist *nicht kausal, sondern final* zu deuten: „daß die Werke Gottes an ihm offenbar würden“. Der Zusammenhang zwischen Krankheit und Sünde darf also nicht moralisch gesehen werden. Wo ein solcher Kausalnexus sich empirisch nachweisen läßt, verweist er auf einen tieferen theologischen Zusammenhang. Die Krankheit ist ebenso wie der Tod eine Störung der guten ursprünglichen Ordnung Gottes, der den Menschen zum Leben erschaffen hat. Das will der Mythos vom Sündenfall aussagen. Paulus beschreibt es mit dem lapidaren Satz: „Sold der Sünde ist der Tod“, Römer 6, 23. Krankheit und Tod sind postlapsarische Größen. Natürlich werden damit die biologischen Ursachen nicht geleugnet. Sie genügen nur nicht, um die theologische Verbindung von Krankheit und Sünde zu erkennen. Nach Gen. 3 müssen wir Krankheit und Tod als universale Folgen und Symptom der Trennung von Gott verstehen. Diese Trennung und ihre Folgen

werden durch das eschatologische Handeln Gottes überwunden. Die Offenbarung des Johannes blickt aus auf den neuen Himmel und die neue Erde, wo Gott bei den Menschen wohnt, also die volle Gemeinschaft zwischen Schöpfer und Geschöpf hergestellt sein wird. „Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen“ (21, 4). Heilung ist also ein Stück Vorwegnahme des eschatologischen Heils. So haben wir die Heilstaten Jesu zu verstehen. Auch sie weisen auf einen theologischen, nicht aber moralischen Zusammenhang von Krankheit und Schuld hin. Das Erste und Entscheidende ist bei der Heilung des Gichtbrüchigen die Vergebung der Sünden (Mk. 2, 5). Die leibliche Heilung bekräftigt die in der Sündenvergebung erfolgende Vorwegnahme des eschatologischen Heils. Bei der Heilung des Kranken von Bethesda, Joh. 5, spricht Jesus expressis verbis keine Sündenvergebung aus. Nach der Heilung mahnt er: „Siehe, du bist gesund geworden; sündige hinfort nicht mehr, daß dir nicht etwas Ärgeres widerfahre“ (5, 14). Auch hier liegt kein moralischer Zusammenhang vor. Gemeint ist vielmehr: Sündige nicht, damit du dich nicht von Gott trennst, denn das ist schlimmer als 38 Jahre Krankheit.

Was ergibt dieser Befund für unser Thema?

1. Der Seelsorger steht mit dem Kranken vor Gott in der Solidarität der Schuldigen, für die Christus gestorben ist. Am Kreuz wurde jede oberflächliche Ableitung menschlichen Leidens aus eigener Schuld ad absurdum geführt und gleichzeitig der tiefe theologische Zusammenhang von Leiden und Schuld aufgedeckt. Die von der Frage nach dem Warum gequälten Menschen sind hinzuweisen auf den, der am Kreuz sein Warum zu Gott geschrien hat.

2. Im Glauben an Christus ist der theologische Zusammenhang von Sünde und Leid aufgehoben. „Durch seine Wunden sind wir geheilt.“ Das ist eine theologische, nicht eine medizinische Aussage. Doch kann ihre Wahrheit auch medizinisch erfahrbar werden. Gott bringt unser Leben in Ordnung – das ist die Rechtfertigungsbotschaft. Diese Neuordnung des Lebens wirkt sich konkret aus; z. B. darin, daß ein Kranker sich mit seinen Angehörigen versöhnt, mit seinem Besitz Gutes tut usw. Sie kann auch dazu beitragen, daß die leibliche Heilung gefördert wird. Natürlich entsteht dadurch keine Konkurrenz der Seelsorge zur medizinischen Therapie.

3. Die Rechtfertigungspredigt ist in ihrer eschatologischen Dimension die Verheißung einer heilen Welt (vgl. Apo. 21). Predigt der Rechtfertigung heißt Zuspruch von Hoffnung. Untrennbar ist beides bei Paulus verbunden. Der Gott, der uns gerecht macht, ist der, von dem uns niemand und nichts scheiden kann. Die uns jetzt auferlegten Leiden sind unbedeutend im Vergleich mit der Herrlichkeit, die uns als Kinder und Erben Gottes erwartet (Röm. 8, 17 f.). In dem Gedanken dieser Hoffnung kulminiert die Rechtfertigungspredigt des Paulus.

Für viele unserer Kranken erscheint das als Verträglichkeit auf ein fiktives Jenseits. Wir dürfen ihnen

die große Hoffnung des Glaubens daher nur so bezeugen, daß wir sie zugleich spüren lassen: Wir nehmen den Wert ihres jetzigen Lebens ernst. Wir wünschen ihnen schon jetzt Heil und Heilung, aber wir verfügen über beides nicht.

4. Für den Glaubenden gewinnt das Leid eine neue Qualität. Es wird weder verharmlost noch theologisch verklärt. Aber der Kausalnexus zwischen Leid und Schuld ist im Glauben grundsätzlich aufgehoben, die Schuld ist ja vergeben. Der im Glauben erkannte finale Zusammenhang tritt eindrucksvoll bei Paulus hervor, besonders Phil. 1, 20. Der Apostel wünscht, Christus möge an seinem Leibe verherrlicht werden, sei es durch Leben oder Tod. Hier wird körperliches Leiden zum Medium der Doxologie, und zwar als Frucht der Rechtfertigung. Damit stehen wir schon in der Thematik des dritten Teils:

III. Rechtfertigung und die Frage nach dem Sinn der Krankheit und des Lebens überhaupt

Es gibt Leiden, die das Fragen nach dem Sinn in uns verstummen lassen. Wir stehen erschüttert und armselig vor solchem Leid, möchten ein Stück davon mittragen, besitzen aber kein theologisches Pflaster, das wir auf die schmerzenden Wunden legen könnten. Glücklicherweise haben wir es meist mit weniger Furchtbarem zu tun. So ist die Frage nach dem Sinn in vielen Fällen legitim. Wir können sie hier nur im Blick auf die Rechtfertigungspredigt erörtern. Dafür wählen wir einen psychologischen Ausgangspunkt. Bekannt ist, daß jede Krankheit das seelische Gleichgewicht stört. Wie im organischen gibt es auch im psychischen Bereich „loci minoris resistentiae“, Punkte, die in Belastungen besonders leicht zu Krisenherden werden. Ein solcher Punkt ist bei vielen Menschen das Selbstwertgefühl. Namentlich in unserer vom Leistungsstreben beherrschten Welt messen die Menschen Sinn und Wert ihres Lebens daran, ob ihre Leistungen anerkannt werden. Was aber vermag ein Kranker zu leisten? Er leidet darunter, daß er „zu nichts nütze“ sei und den Mitmenschen zur Last falle.

Ein weiteres Belastungsmoment kommt hinzu: Der Kranke empfindet sein Ausgeliefertsein als Minderung seiner menschlichen Würde. Es erfolgen notwendige Eingriffe in seine Intimsphäre, er sieht sich seiner Entscheidungsfreiheit weitgehend beraubt. Die schwer vermeidbare Atmosphäre der modernen Klinik, die sie als ein großes Labor erscheinen läßt, tut ein übriges, dem Kranken das Gefühl der Entpersonalisierung zu vermitteln.

Das alles ist nicht schlimm, wenn baldige Genesung winkt. Wie steht es aber um die chronisch Kranken, die Menschen mit bleibender Schädigung, oder die vielen, deren Prognose ungewiß ist? Sie alle sind besonders in Gefahr, am Sinn ihres Lebens zu zweifeln. Der Seelsorger bemüht sich, ihnen zur Einsicht in einen Sinn ihres Leidens zu verhelfen. Oft kann er von ganz nüchternen Überlegungen ausgehen. Ein Patient kommt infolge einer Beinfraktur, die ihm Zeit zur Besinnung läßt, zu der Erkenntnis, daß er jahrelang seine Familie vernachlässigt hat. Einem anderen bringt die Krankheit Verständ-

nis für leidende Menschen, deren Leistungsfähigkeit er bisher überfordert hatte. Wieder andere lassen sich durch das Erlebnis ihrer Begrenztheit und schicksalhaften Preisgegebenheit für das Transzendente öffnen. All dem wollen wir jetzt nicht nachgehen, sondern fragen: Was hat die Rechtfertigungsbotschaft den Menschen zu sagen, die am Sinn und Wert ihres Lebens zweifeln?

Ihnen ist das Evangelium zu verkündigen: Der Wert eures Lebens hängt nicht von euren Leistungen ab. Selbst wenn ihr niemandem mehr nützen könntet, wäre euer Leben wertvoll. Weil Jesus sich für euch geopfert hat, ist euer Leben wertvoll, auch wenn ihr nichts mehr leisten könntet, was die Gesellschaft als wertvoll anerkennt. Gott ist die Instanz, die über Wert oder Unwert unseres Lebens entscheidet, und er sagt in der Rechtfertigung: Dein Leben ist wertvoll. Leite seinen Wert nicht aus deinem Tun ab. „Es ist doch unser Tun umsonst, auch in dem besten Leben.“ Vor Gott sind wir alle gleich als teuer erkaufte Sünder.

Das ist die frohe Botschaft der Rechtfertigung am Krankenbett. Auch hier muß aber sichtbar werden, daß die im Glauben eröffnete neue Lebensmöglichkeit verwirklicht wird, dogmatisch gesprochen: daß sich aus der Rechtfertigung die Heiligung ergibt. Hier hat die Seelsorge Hilfe zu geben. Wie mancher, der am Sinn seines Daseins zweifelt, könnte schon dadurch Freude stiften, daß er öfter seinen Angehörigen schreibt und versucht, ihre Sorgen zu mindern, oder indem er durch Freundlichkeit die Arbeit der Pflegekräfte erleichtert usw. Nicht zuletzt kann der Seelsorger dem Kranken zu der Einsicht verhelfen, daß die Meisterung seines Leidens eine außerordentlich wichtige und große Leistung darstellt. Der Patient ist keineswegs zur passiven Nutzlosigkeit verurteilt, sondern das Ertragen seiner Krankheit bedeutet einen Prozeß höchst anerkannter Aktivität. Damit sind dem Kranken hohe Aufgaben gestellt und Möglichkeiten gegeben, das neue Leben der Gerechtfertigten auch in seiner Lage zu bewähren.

Nehmen wir als Kirche die Rechtfertigungspredigt ernst, so ergibt sich daraus, daß wir den dauernd arbeitsunfähigen Menschen besondere Liebe zuwenden. Die Arbeit der Diakonie an den Schwachsinnigen ist eine notwendige Konsequenz der Rechtfertigungspredigt. In der Liebe, die den Pflegebedürftigen zuteil wird, kommt zum Ausdruck, daß es vor Gott kein lebensunwertes Leben gibt. Keine menschliche Instanz hat das Recht, zu entscheiden, welches Leben Wert hat und welches nicht. Die theologische Unmöglichkeit der Tötung sogenannten lebenswerten Lebens findet hier eine tiefere Begründung als im Hinweis auf das 5. Gebot.

Diese Gedanken führen zu einer ethischen Grenzfrage: Gibt es in besonderen Fällen das Recht oder die Pflicht, einen Menschen von unerträglichen Schmerzen zu befreien, auch wenn dadurch sein Leben verkürzt wird? Die Antwort kann weder ein glattes Nein noch ein bedenkenloses Ja sein. Ein absolutes Nein läßt sich vom 5. Gebot her nicht begründen. Luther erfaßte in seiner Erklärung dieses

Gebotes mit genialer Prägnanz, daß es nicht nur negativ um ein Verbot geht, sondern ebenso positiv um ein Gebot: „daß wir unserem Nächsten an seinem Leibe keinen Schaden noch Leid tun, sondern ihm helfen und fördern in allen Leibesnöten“. Aufgabe des Arztes ist es nicht einfach, Leben im biologischen Sinne um jeden Preis, auch den unsagbaren Schmerzen, zu erhalten. Er hat zu helfen und fördern in allen Leibesnöten. Solche Hilfe kann darin bestehen, daß er das befreiende Einschlafen fördert. Natürlich zwingt eine solche Entscheidung die Frage auf: Wo ist die Grenze zwischen barmherziger Schmerzlinderung und Tötung? Wie immer die Entscheidung ausfallen mag: Sie bleibt anfechtbar. Auch wenn diese oder jene Maßnahme vor staatlichen Instanzen zu rechtfertigen ist, kann eine schwere Belastung des Gewissens bleiben. In diesem Falle bedarf der Arzt der Rechtfertigungspredigt. Sie ist das Wort, das zur freien Entscheidung in der Verantwortung vor Gott ermächtigt. Der Arzt ist nicht vom hippokratischen Eid, nicht von staatlichen Gesetzen und nicht von der Verantwortung vor Gott entbunden, aber von der Notwendigkeit, sein Gewissen zu übertönen oder zu suspendieren.

Ein Wort sei schließlich zur Bedeutung der Rechtfertigung für die Suizidgefährdeten gesagt. Viele

von ihnen sind aus psychopathologischen oder sonstigen Gründen der Verkündigung verschlossen. Wo immer jedoch der Seelsorger Zugang zu ihnen findet, hat er ihnen die Rechtfertigung als die von Gott eröffnete neue Lebensmöglichkeit zu bezeugen, als die Alternative Gottes zur Verzweiflungstat des Menschen, der sein Leben für sinnlos hält. Ihm ist zu sagen: Magst du dich selbst aufgeben – Gott gibt dich nicht auf! „Sein Heil und Gnaden, die nehmen nicht Schaden, heilen im Herzen die tödlichen Schmerzen, halten uns zeitlich und ewig gesund.“ Gott sagt ja zu uns. Das ist die Botschaft der Rechtfertigung.

Wie wir den Kranken diese Botschaft nahebringen können, hängt entscheidend davon ab, ob unsere Predigt aus der Seelsorge lebt, aus dem Verstehen, das eine Frucht des Geistes ist, eine Form der Liebe. Die Predigt der Rechtfertigung ist in jedem Fall, besonders aber am Krankenbett, Diakonie, „Dienst der Kirche am Menschen“, oder besser: Dienst dessen, der gekommen ist, um zu dienen und sein Leben zu geben zu einer Erlösung für viele.

Dr. Winkler

(Aus: Amtsblatt der Ev. Kirche der Kirchenprovinz Sachsen)